Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 10

Artikel: Ernst Zahn : Sein Werk und dessen Bedeutung
Autor: Schacht, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156135

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Zahn.

Sein Werk und dessen Bedeutung.

Von **Hans Schacht**, Lausanne.

Am 24. Jänner 1927 vollendet der Dichter und Schriftsteller Ernst Zahn sein sechzigstes Jahr. Noch steht er in voller Rüstigkeit und Arbeitskraft; seine Erfindungsgabe dürfte uns noch manches zu bieten haben, denn unermüdlich ist sein Schaffen. Dieses Schaffen richtig zu würdigen, scheint uns jetzt Pflicht und Anstand zugleich. In dem uns gegönnten beschränkten Rahmen wollen wir versuchen, sein Werk und seine Bedeutung zu erfassen. Nicht allseitig wird es möglich sein, das, was wir wünschen, hier zur Darstellung zu bringen, denn die Tätigkeit dieses Dichters hat sich schon in einer langen Reihe von Bänden ausgewirkt. Sein siebenunddreißigstes Buch ließ Ernst Zahn zum Eheroman des Pfarrers Gaudenz Orell gedeihen, sagt die „Neue Zürcher Zeitung", und deutet damit schon rein äußerlich den gewaltigen Umfang von Zahns Werk an. Diese Zahl ist groß, auch bei sechzig Jahren; sie besagt, daß die jährliche Ernte durchschnittlich mehr als ein Buch ausmacht, denn es sind noch keine siebenunddreißig Jahre, da der Jüngling sich mit den Erstlingen seiner Muse an die Öffentlichkeit wagte.

Man hat unserm Dichter diese Fruchtbarkeit als Vielschreiberei zum Vorwurf gemacht. Mit Unrecht, denn wer will nachweisen, daß irgend ein Werk durch zu frühes Erscheinen nicht ausgereift sei? Die Werke sind allerdings nicht alle gleichwertig, und manches Kind seiner Muse sieht der Verfasser selbst nicht mehr mit den Augen eines hocherfreuten Vaters an. Das ist ja gar nicht anders möglich! Wie langsam reiften die Früchte mancher unserer Großen, und dennoch wurden sie nicht alle edelreif; langsames Reifen kann auch schaden wie langes Liegen!

Ernst Zahn gehört noch zu den meist gelesenen Schriftstellern draußen im Reich; sein letztjähriger Roman kündet schon das 40. Tausend an. Auch bei uns ist seine Gemeinde nicht klein, denn wer ihn einmal lieb gewonnen, der läßt ihn nicht. Die eingehendste Würdigung indessen hat Zahn in der Schweiz, unseres Wissens, bei einem welschen Schriftsteller gefunden; sie steht zu lesen in dem Buche von Maurice Muret, La Litterature allemande d'aujourd'hui, Payot, 1909, und umfaßt ein Kapitel von 22 Seiten. M. Muret wird dem Werke Zahns durchaus gerecht und kargt keineswegs mit seinem Lob. Allerdings steckt etwas von Entdeckerfreude in diesem Lob, daß er den Wirt eines Bahnhofbüfetts unter den Schriftstellern und Dichtern gefunden, ein auch bei uns nicht alltägliches Ereignis, wo wir doch gewohnt sind, Schullehrer und Landwirte beim Dichten anzutreffen, und uns nicht wundern, wenn ihnen das gelingt. In deutschen Landen war eben von jeher das Dichten und Schreiben viel mehr Gemüts- als Berufssache. Auch bestach den in Paris lebenden Kritiker das rein Schweizerische und Ländliche in Zahns Dichtungen, deren hohen sittlichen Gehalt er anerkennt. Trotz-

dem gibt er zu, daß Zahns Romane in erster Linie Kunstwerke sind und sein wollen; die sittliche Wirkung, die sie ausüben mögen, kommt nebenbei. Sie steckt übrigens in jedem echten Kunstwerk.

Die sittliche und darum auch erzieherische Bedeutung, die Zahns Werken zukommt, ist unbestreitbar. Sie hat ihre schönste Anerkennung schon darin gefunden, daß ein Roman von ihm, Lukas Hochstraßers Haus, in die deutschen Schülerbibliotheken aufgenommen wurde. Wenn wir auch hie und da mit seinen entsagungsbereiten Helden nicht weiterschreiten mochten, die von Willenskraft und Charakterstärke durchtränkte Luft seiner Welt zwingt zur Bewunderung.

Diese Seite in Zahns Schaffen ist übrigens schon hervorgehoben worden, wenn auch noch nicht in vollstem Maße. Es entspricht diesem Streben nach sittlicher Vertiefung, wenn Zahn eine Aufgabe, vor die er sich gestellt sah, wieder und wieder aufgreift, um sie nach ihren verschiedenen, seelisch und künstlerisch möglichen Gesichtspunkten zu behandeln. So z. B. die ungleiche, durch Bildungs- und Standesunterschiede getrübte Ehe; man vergegenwärtige sich die Erzählungen: Elisabeth (Helden des Alltags, N. 10), Keine Brücke (Firnwind, 1906), Stille Gewalten (Was das Leben zerbricht, 1912), Lotte Eßlingers Wille und Weg, 1919. Vielleicht dürfte man diesen Geschichten noch den letzten Roman entgegenhalten, auch ein Eheroman auf Mißverständnissen aufgebaut, in der Hauptsache sich mehr mit dem Roman Einsamkeit aus dem Jahre 1909 berührend. Eine mehrfach wiederkehrende Frage, die sich unser Dichter stellt, ist alternde Liebe und Liebe zwischen Alt und Jung; sie beschäftigt ihn zuerst in einer kleineren Erzählung, Die Beiden und Florentin (Das Licht, sechs kleine Novellen, 1922), wird weiter ausgesponnen in dem Roman Blancheflur, aus dem Jahre 1923, in dem der Dichter einmal seine Fantasie spazieren führt, ohne sich viel um die Wirklichkeit zu kümmern. Bezeichnend für seine Absicht scheint uns, daß der Schauplatz dieser Dichtung zum ersten Male außer Landes verlegt ist, wo ihm nichts Bekanntes vor die leiblichen Augen gestellt wird. In Frau Sixta kehrt er zu seiner strengeren Auffassung von Liebe und Ehe zurück, wenn er auch eine tragische Lösung, die sonst in seinem Temperament läge, vermeidet. In seinem neuesten Roman, Die Hochzeit des Gaudenz Orell, erhebt sich Zahn zu einem bis zu mythischer Größe gesteigerten Charakter, voll märchenhafter Entsagung und Hingebung. Etwas unserem Dichter bislang völlig Fremdes, ein Hauch von Mystik, scheint über dieser Erzählung zu schweben, die darum nichts von ihrem Werte zu verlieren braucht. Liebe und Hingebung scheinen uns an einen minderwertigen Gegenstand verschwendet; darin liegt eben die Mystik, die auf eine andere Stimme horcht. Ob es ein Irrtum sei, tausend Gerechte einem einzigen Sünder zum Opfer zu bringen, diese in mystischer Verzückung an Gott gerichtete Frage würden wir ohne Zögern bejahen. Es mochte den Dichter locken, schließlich die reine Liebe bis in ihre letzten Ausläufer zu verfolgen, dafür aber auch der Schuld gegenüber eine sehr versöhnliche Haltung einzunehmen. Sie steht vielleicht nicht

mehr im Einklang mit der natürlichen Größe, an die uns seine ersten Gestalten gewöhnt hatten. „Güte allein reicht an die Wurzel des Bösen" ist allerdings ein Ausspruch, dem wir recht häufige Anwendung wünschen möchten.

In der Aufspürung und Erforschung des Seelenlebens hat es unser Dichter zweifellos zu großer Kunst gebracht, die in bewußtem Fortschreiten von dem gefühlsmäßigen Erfassen solcher Fragen in den ersten Jahren weit entfernt ist. Diesen Fortschritt glaubten wir feststellen zu dürfen und darin die besondere Bedeutung des Dichters für uns zu sehen.

Wir erblicken diese Bedeutung auch in dem Stil, den er sich geschaffen.

Seine Sprache ist die gehobene Sprache, die niemals in den Dialekt verfällt, auch nicht in der Gesprächsform. Von einigen Ausdrücken abgesehen, die aber eher altertümlich als dialektisch klingen, äußern sich seine Urner Bauern in besonderen Wendungen, die aber auch sonst dem Landvolk eigen sind. Dadurch hat sich Zahn die passende Sprache für seine Bauern geschaffen und zwar eine Sprache, die ihre Eigenheiten hat, ohne je aus der Literatur herauszufallen. Hat nicht Gottfried Keller einmal gesagt, es müsse einer ein schlechter Dichter sein, der ein bayrisches Mädel nicht hinstellen könne, ohne ihm ein: „I woaß net" in den Mund zu geben? Nun, er dürfte mit Zahn zufrieden sein, denn reiner Dialekt kommt bei ihm nicht vor, und doch hätte ihm die Versuchung nahe genug gelegen. Aber wie er sich seine Sprache für seine Zwecke zurecht gemacht hat, grenzt doch ans Wunderbare! Wie Quadersteine, die man einen neben den andern setzt, muten uns seine Sätze an, und da ist keiner klotzig, wohl aber fest und hart gefügt, wie die Leute es sind in seinen Geschichten. Wie nun der Roman hinuntersteigt in die Ebene, verfeinert sich in etwas seine Sprache, die eigentümlichen Wendungen verschwinden, es bleiben die eigenen. Des Raumes wegen müssen wir es uns hier versagen, nachzuweisen, wie Zahn verfährt. Darin liegt in unseren Augen die eigentliche Kunst Zahns, daß er seine Bauern ein Schriftdeutsch reden läßt, das in der Seele schweizerisch ist. Dieser Stil, wohl erst unbewußt geübt, wächst sich zu bewußter Kunst aus, und wird dann mehr und mehr gemildert, wo er zur Manier werden könnte. So hat es Zahn auch mit seinen Naturbeschreibungen gehalten. Anfangs allzu häufig, begleiten sie die Ereignisse wie handelnde Personen, so wie man in Schillers Tell den See recht eigentlich als eine mithandelnde Figur betrachten kann. Bei Zahn wird die Natur zur Mitspielerin, und ganz von selbst ergeben sich ihm dann Bilder, die zu den best geschauten lebendiger Fantasie gehören. Dem gegenständlichen Schauen steht eine kräftig gestaltende Anschauung zu Gebote, die sich keineswegs auf ausgetretenen Bahnen bewegt. Wir setzen nur ein Beispiel für viele her: „Die Hand des Frühlings suchte den Herzschlag der Erde, sorglich tastend, wie eine Mutter weiche Finger auf die Brust eines Kindes legt." Das ist geschaut und gefühlt, wie ein Dichter schaut und fühlt. Und dieses Dichters wollen

wir uns dankbar freuen, in der Hoffnung, daß er uns noch Vieles schenken wird.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Nach dem 5. Dezember.

Wäre es bei der Abstimmung vom 5. Dezember nur um die künftige Regelung der schweizerischen Getreidewirtschaft gegangen, so könnten wir uns an dieser Stelle mit einer kurzen Aufzeichnung des Abstimmungsergebnisses begnügen. Dieses Ergebnis selbst wie die Kommentare dazu und die seitherigen Vorgänge in der Bundesversammlung bestätigen aber erneut, daß die Getreidefrage als solche bei den leidenschaftlichen politischen Auseinandersetzungen der letzten Monate nur eine untergeordnete Rolle spielte, daß es dabei also weniger um eine Frage der Volkswirtschaft, als um politische Fragen, um Fragen der Macht und der führenden Stellung im Staate ging.

Eine eindeutige Erklärung für das Abstimmungsergebnis vom 5. Dezember geben zu wollen, dürfte unmöglich sein — eben weil die Gesichtspunkte, unter denen für oder gegen die Vorlage entschieden wurde, viel zu mannigfaltig sind. Zur Hauptsache um der Sache willen dürfte das Monopol Annahme gefunden haben in den Kantonen des Mittellandes, in denen der Getreidebau noch eine größere Bedeutung hat: Schaffhausen, Zürich, Aargau, Solothurn, Bern, Waadt. Von den Bergkantonen, denen die Monopollösung billiges Brot sichern sollte, nahmen Wallis und Tessin an. Für das verwerfende Stimmenmehr waren die Stickerei-Kantone der Ostschweiz ausschlaggebend: allein St. Gallen und Appenzell zählen zusammen 40,000 mehr Nein als Ja. Das verwerfende Ständemehr entschieden die fünf innerschweizerischen Kantone: Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, wobei in den beiden letzteren die Unterschiede zwischen verwerfenden und annehmenden Stimmen nicht allzugroß sind. Nah bis ziemlich nah kamen sich die Stimmen in den Kantonen Graubünden, Thurgau, Luzern, Basel-Stadt und -Land, Freiburg, Neuenburg und Genf. Zusammengerechnet stehen hier rund 90,000 Ja nur 105,000 Nein gegenüber, also ein Mehr von nur 15,000 Nein. Was für Beweggründe und Triebkräfte dürften in den verwerfenden Kantonen bestimmend gewesen sein? Bei den innerschweizerischen Kantonen, ja möglicherweise selbst bei Graubünden, Luzern, Freiburg, Neuenburg und Genf, hat der alte Gegensatz Föderalismus-Zentralismus seine Rolle gespielt. Ganz in diesem Sinne wird das Abstimmungsergebnis in den führenden welschen Blättern ausgedeutet. So schreibt beispielsweise das „Journal de Genève": „Die katholischen Kantone haben die Schweiz gerettet. Die erdrückenden negativen Mehrheiten der Urkantone zeigen, daß die alte Schweiz die Schutzwehr der Freiheit und des Föderalismus bleibt"; oder die „Tribune de Lausanne": „Das ist die erfreuliche Seite dieses erinnerungswürdigen Tages: die Verwerfung des Monopols ist der Sieg des Föderalismus und des Anti-Etatismus." Selbst das Pariser Boulevard-Blatt „Tribune de Genève" feiert die Kantone der Urschweiz als die „treuen Hüter unserer gesundesten und kostbarsten Überlieferungen", was in seinem Munde natürlich nichts anderes heißt, als daß in diesen „gesundesten und kostbarsten Überlieferungen", d. i. in einem möglichst losen, föderalistischen Gefüge des schweizerischen Staates, die französische Politik stets ihr vornehmstes Mittel erblickt hat, sich in der Schweiz ihren maßgebenden Einfluß zu sichern. Im Ergebnis der reinen Städte- und Grenzlage-Kantone Genf und Baselstadt wirkte sich auch deren Vorliebe für das Freihändlertum, den alten Wirtschaftsliberalismus aus. Was aber hat den